

VON GUSTAV SEIBT

Die großen Bäume stürzen um, einer nach dem anderen. Nun starb am Samstag der Historiker Hans-Ulrich Wehler, ein weiterer der prägenden Lehrer der Bundesrepublik, nach Walter Jens, Joachim Fest, Arno Borst, Ralf Dahrendorf, Reinhart Koselleck, um ein paar Namen der vergangenen Jahre zu nennen. Sie alle hatten als Vertreter der Geburtsjahrgänge zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Machtgreifung Hitlers die deutsche Katastrophe schon bewusst erlebt, aber sie waren zu jung, um in vorderer Linie darin verwickelt zu sein. Sie waren Überlebende, Davongekommene, die wussten, dass es auch anders hätte kommen können. Daraus mussten sie etwas machen.

Wehler, der 1931 im Siegerland zur Welt kam und in Gummersbach aufwuchs, erlebte das Kriegsende 1945 wie sein lebenslanger Freund Jürgen Habermas als Mitglied der Hitlerjugend. Darüber hat er später schnörkellos (um eines seiner Lieblingwörter zu verwenden) berichtet. Die Studienzeit, die längste Zeit in Köln, mit Abstechern nach Bonn und in die USA, fiel in die restaurativen ersten Adenauer-Jahre. Sein akademischer Mentor war Theodor Schieder, ein liberal gewordener späthistorischer Feingeist, der eine dunkle Nazi-Vergangenheit als Vordenker ethnischer Säuberungen im ostmitteleuropäischen Raum lange erfolgreich verschwiegen. Schieder hatte nach 1945 den Weg von rassistischer „Volksgegeschichte“ zur klassischen Ideen- und Politikgeschichte zurückgefunden.

Theodor Schieders Verdienst war, dass er seinen ungebärdigen Schüler auf den ersten Schritten der akademischen Karriere schützte. Wehlers Dissertation zum Verhältnis von Sozialdemokratie und Nation im 19. Jahrhundert hätte ähnlich noch bei Friedrich Meinecke entstehen können. Das galt für Wehlers zweifachen Anlauf zur Habilitation, die erst dem amerikanischen, dann dem deutschen Imperialismus im 19. Jahrhundert galt, schon nicht mehr. Die erste Habilitationsschrift wurde 1964 glatt abgelehnt, die zweite kam 1968 nach einem kontroversen Vortrag über die Tradition des „Totalen Kriegs“ in Deutschland in einer Kampfabstimmung durch. Wehler wurde Professor im von der Studentenrevolte aufgewühlten Berlin, dann 1971 an der erst zwei Jahre zuvor gegründeten Universität Bielefeld, der er seither die Treue hielt. Dort entstanden seine Hauptwerke, vor allem die monumentale fünf-bändige „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ (1987–2008), die Wehlers Ruhm begründete und die das zentrale Vermächtnis der von ihm mit polemischem Eifer und strategischem Geschick gelenkten „Bielefelder Schule“ darstellt.

Ein kühler Ton der Sachlichkeit wurde begleitet von polemischem Eifer

Begleitet wurden diese Hauptwerke, zu der eine Vielzahl von Einzelstudien von Kollegen und Schülern kam, von einem unabhängigen Strom öffentlicher Interventionen, die in mehr als einem Dutzend Sammelbänden unter markanten Titeln wie „Preußen ist wieder chic“ (1982) bis zu „Die neue Umverteilung“ (2013) vorliegen. Das ist ein gewaltiges Œuvre, das Wehler als jenen „Leistungsfanatiker“ der Wiederaufbaujahre beweist, als den er sich selbst nicht ohne Behagen beschrieb.

Wehlers eigentlicher Lehrer war aber nicht der vornehm-verschwommene Schieder, sondern Max Weber, im Leistungsethos, aber vor allem in der Begrifflichkeit und im wissenschaftlichen Stil. Mit Berufung auf Weber (und nicht auf den Marxismus) begründete Wehler seine „historische Sozialwissenschaft“, den Anspruch, die Vergangenheit ganzer Gesellschaften systematisch, strukturschichtlich zu erschließen, nach den großen Hauptkriterien von Wirtschaftsweise, sozialer Ungleichheit, Herrschaftsformen und Kultur (die Wehler vor allem unter institutionellen Aspekten behandelte).

Es ging also um zeitlich, prozesshaft verflüssigte Soziologie. Zwar immer noch im nationalen Rahmen, aber vergleichend und nicht mehr beschränkt auf politisches Handeln samt der verständnisvollen Motiforschung älteren historischen Verstehens. Damit wurde, um es schlicht zusammenzufassen, Machtpsychologie durch

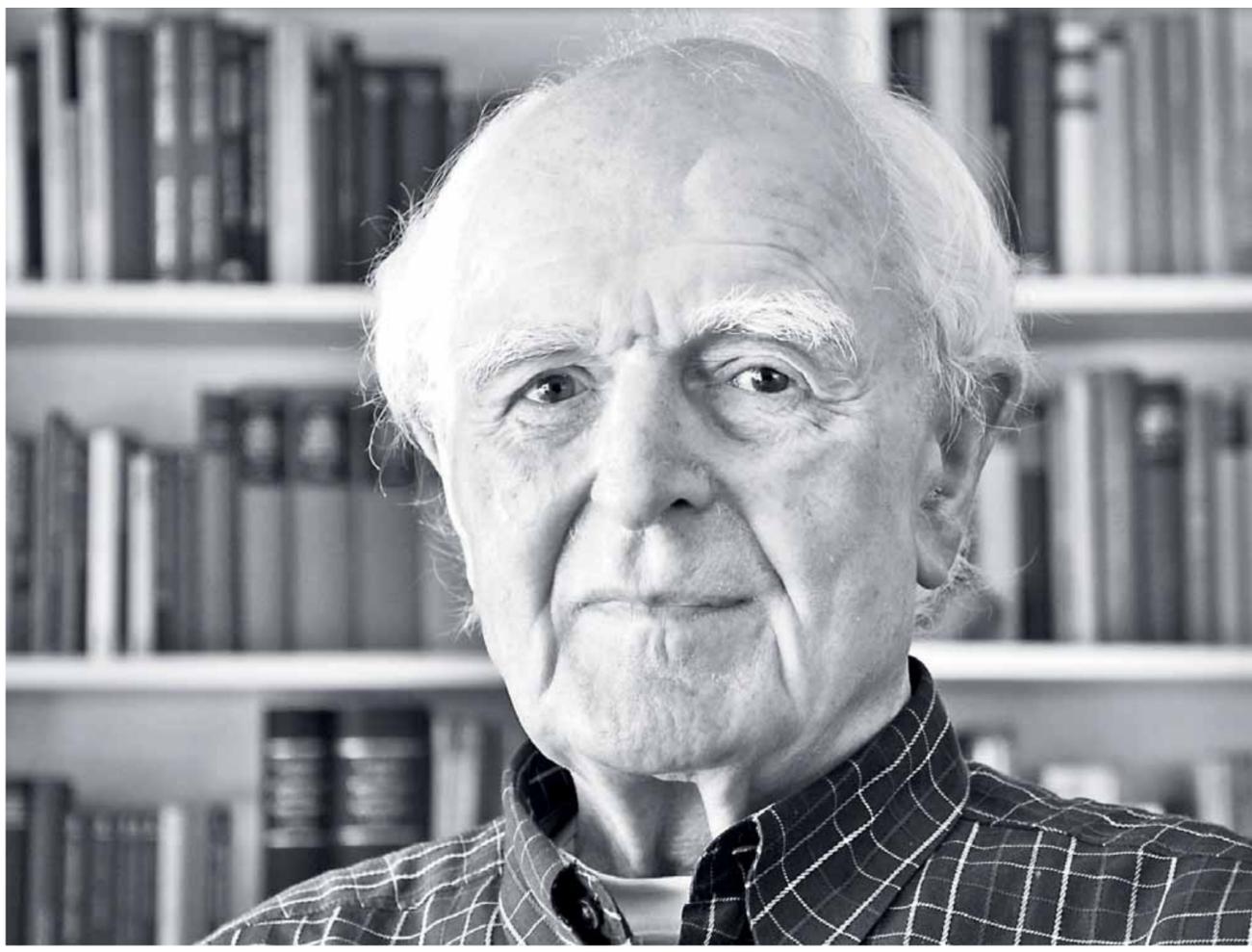
Vermächtnis

Im Oktober soll ein neues Album der alten Pink Floyd erscheinen

Es ist wieder an der Zeit, die Plastikschweine in den Himmel steigen, die Prismen polieren, den Hammer marschieren und gepflegten Händedruck unter Feuer einstudieren zu lassen. Eine Twitternotiz versetzt die popmusikalische Welt in Verzückung, jedenfalls den Teil dieser Welt, der schon einmal bewusst miterlebt hat, dass ein gewisser Müller Tore gegen Holland schoss. Pink Floyd, so die Twitterei von Polly Samson, der Gattin von Pink Floyds Sänger, Gitarristen und Sturkopf David Gilmour, würden „btw“ (übrigens) im Oktober ein neues Album veröffentlichen. Es wäre „btw“ das erste seit 20 Jahren.

Neu ist ja auch vieles, was nicht wirklich neu ist. Das ist bei Hits aus dem Nachlass von Michael Jackson so, und auch hier: Die Musik stammt aus nichtveröffentlichtem Material, das vor 20 Jahren für die LP „The Division Bell“ eingespielt wurde, das damals zweite Album ohne Bassist Roger Waters. Unter dem Titel „The Endless River“ soll das als Vermächtnis des 2008 verstorbenen Pink-Floyd-Keyboards Richard „Rick“ Wright herauskommen. sz

Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de



Hans-Ulrich Wehler (11. September 1931 – 5. Juli 2014).

FOTO: MATTHIAS BENIRSCHKE/DPA

Krieg den Illusionen

Von Bismarck nach Bielefeld: Der Historiker Hans-Ulrich Wehler, einer der prägenden Lehrer der Bundesrepublik, ist gestorben

gesellschaftlichen Funktionalismus ersetzt. Die kühler Ton neuer Sachlichkeit zog in die Darstellung ein. Warum begab sich das Deutsche Reich vor 1914 auf den Pfad imperialistischer Abenteuer? Es ging um inneren Spannungsabbau. Die Kündigung des Rückversicherungsvertrags mit Russland nach Bismarcks Entlassung hatte, so Wehler, mehr mit dem Markt für russische Staatsanleihen zu tun als mit außenpolitischen Erwägungen. Wehler kämpfte für den „Primat der Innenpolitik“ gegen die tragisierenden Erwägungen über Deutschland als Mittelmacht im Staaten-system. Der „Sprung ins Dunkle“ 1914 war kein Stolpern, sondern absichtsvolle Risikopolitik, illusionäres Großmachtstreben.

So stellte sich Wehler von Anfang an auf die Seite Fritz Fischers, dessen Thesen zur deutschen Hauptschuld am Ersten Weltkrieg seit 1961 die deutsche Geschichtswissenschaft umpflügten und die Wehler noch in einer seiner letzten Interventionen gegen die Kritik Christopher Clarks verteidigte. Dieser kritische Impuls, zuerst ins eigene Fach gerichtet, wurde seit den Acht-

Die soziale Ungleichheit erkannte er schon seit Langem als das Thema der Stunde

ziger Jahren Wehlers Markenzeichen als Intellektueller. Dazu wurde er spätestens im Historikerstreit von 1985/86, bei dem er seinem Verbündeten Jürgen Habermas die Ideen und Stichworte lieferte: Wenn es gegen „Ideologieplanung“, gegen apologetische „Schadensabwicklungen“ oder die „Entsorgung der Vergangenheit“ ging, dann war Wehler dabei.

Längst war ein kleines Büchlein Wehlers, seine Geschichte des deutschen Kaiserreichs von 1871 – zuerst 1973 erschie-

nen, in Zehntausenden Exemplaren verbreitet – zu einem Schulklassiker geworden, mit dem Abiturienten das kritische Besteck sozialwissenschaftlicher Historie handzuhaben gelernt hatten. Und nun folgten wichtigen Teil der Sache, vor allem, wenn man an sein lebenslanges Interesse an der Geschichte sozialer Ungleichheit denkt – er brauchte keinen Piketty, um das Thema der Stunde zu erkennen. Und natürlich bekannte er sich vorbehaltlos zu der Öffnung zur politischen Kultur des Westens, die sich seine Mitstreiter Habermas und Heinrich August Winkler auf die Fahnen schrieben. Den deutschen Sonderweg des 19. Jahrhunderts zu beschreiben bedeutete zugleich, ihn hinter sich zu lassen.

Wehler verleugnete nicht, dass er ebenso gern Journalist wie Hochschullehrer geworden wäre. Und sein sportives, stilistisch an Amerika geschultes Auftreten als akademischer Lehrer machte das glaubhaft. In Bielefeld betrat er den Hörsaal gern joggend, in Turnschuhen, mit weißem T-Shirt unterm offenen Hemd, um dann mit seiner charakteristischen leise durchdringenden Stimme und mit betonter Unaufgeregtheit von Hitlers „charismatischer Herrschaft“ zu dozieren, mit jenem absichtsvollen Understatement, das jeden Dritte-Reich-Grusel, aber auch die billige „Betroffenheit“ ebenso aufrichtig wie folgenlos erschütterter Nachkommen von vornherein ausschloss.

Für Wehler war es klar, dass der Historiker eine Aufgabe politischer Pädagogik habe. Den entsprechenden Satz Theodor Mommsens zitierte er gern. Darum war auch die gelegentlich von historistischen Ironikern wie seinem Konkurrenten Thomas Nipperdey verwendete Bezeichnung als „Tretschke redivivus“ für ihn keine Beleidigung. Denn der kleindeutsch-preussisch ausgerichtete, flammend patriotische Heinrich von Treitschke hatte in der Bismarck-Zeit ein Beispiel für politische Unmissverständlichkeit gegeben, das Wehler respektierte, so sehr er die Fixierung auf Kriegs- und Staatenpolitik ablehnte.

Mommsen hatte den selbstbewussten Bürger, am besten nach römisch-republikanischem Vorbild, erziehen wollen,

Treitschke den realpolitisch ernüchterten Patrioten – was aber waren die Ideale von Wehler politischer Pädagogik? Ihn als klassischen, zuletzt sogar altnodischen Sozialdemokraten zu charakterisieren, trifft einen wichtigen Teil der Sache, vor allem, wenn man an sein lebenslanges Interesse an der Geschichte sozialer Ungleichheit denkt – er brauchte keinen Piketty, um das Thema der Stunde zu erkennen. Und natürlich bekannte er sich vorbehaltlos zu der Öffnung zur politischen Kultur des Westens, die sich seine Mitstreiter Habermas und Heinrich August Winkler auf die Fahnen schrieben. Den deutschen Sonderweg des 19. Jahrhunderts zu beschreiben bedeutete zugleich, ihn hinter sich zu lassen.

Den deutschen Sonderweg zu beschreiben, das hieß zugleich, ihn hinter sich zu lassen

Dazu aber kam bei Wehler ein Impuls, der ihm ganz eigen ist und der den stärksten Einfluss von Max Weber auf seine intellektuelle Physiognomie bezeichnet: das unbedingte Streben nach Illusionslosigkeit, nach Wahrheit und Klarheit der Analysen. Kaum einer in seiner Generation dürfte dem so fern gestanden haben, was Max Weber als „Literatengeschwätz“ verabscheute, dem gefühligen, nur moralistischen Verhältnis zur Welt, wie es die bundesrepublikanische Linke in ihrer Nach-RAF-Phase gern kultivierte, ganz zu schweigen vom Selbstmitleid und der Weinerlichkeit von Konservativen.

Die Grundmelodie der „Sachlichkeit“ unterschied Hans-Ulrich Wehler wohl-tuend vom apokalyptischen Händeringen, wie es sich in Deutschland zumal seit dem Abtreten der „skeptischen Generation“ in den Nachrüstungsdebatten der Achtziger-

jahre verbreitete. Das galt auch im fachlichen Diskurs: Kultur- und Gendergeschichte, Alltagsgeschichte mit ihren kleinteiligen Gemälden, Kosellecks Begriffsgeschichte, all das galt ihm teils als gefühliger Nippes, teils als Rückkehr in die „historische Sackgasse“. Und so konnte der ältere Wehler auch das eigene Lager immer wieder überraschen: Vehement unterstützte er Gerhard Schröders Reformen des Sozialstaats, focht gegen die Aufnahme der Türkei in die Europäische Union, verteidigte gar Thilo Sarrazin als streitbaren Statistiker. Aber so sehr ihn politische Korrektheit ernervte, so höhnisch konnte er auch auf die Rede von den „neuen Unterschichten“ reagieren – die alten waren nie weg gewesen. Die DDR erledigte er mit typisch Weberschem Universalgeschichtsgeist in einer Fußnote als „sowjetische Satrapie“, und bei den Jüngeren konnte der eiserne Arbeiter durchaus Mängel beim „Arbeitsethos“ monieren. Krieg den Illusionen – so darf in Abwandlung von Fritz Fischers berühmtem Titel sein Lebensmotto heißen.

Das war das Klima dieses großen Gelehrtenlebens, das nun im Alter von 82 Jahren zu Ende ging. Damit ist aber auch gesagt, dass seine tausendseitigen Werke keine Epen wurden, in denen man sich wohligh verlieren kann, um zum „Mitwiser der Zeiten“ zu werden, wie begabtere Erzähler es immer wieder anstreben. Die Rasterarchitektur von Wehlers so durchsichtig wie Siebzigerjahre-Häuser aufgebauten Werken, seine kühlen, oft durchnummerierten Argumentationsketten, seine fast immer treffenden Kampfbegriffe – all das wird bleiben als gewaltiger Steinbruch und erst allmählich verwittern zur Physiognomie der Jahre, die wir kennen, auch wenn Hans-Ulrich Wehler selbst keine Lust hatte, diese Jahre in seiner unterkühlten Sprache farbiger werden zu lassen.

HEUTE

Feuilleton

Melissa McCarthy, der rabiate neue Comedy-Star in Hollywood, im Interview 12

Literatur

Der Industriedesigner Hartmut Esslinger schreibt über seine Jahre mit Steve Jobs 14

Das Politische Buch

Die Sorgen der muslimischen Welt. Oder: Was ist eigentlich der politische Islam? 17

Wissen

Am zahnseidenen Faden: Die Beweise für den Nutzen von Zahnseide sind dünn 18

» www.sz.de/kultur

Zufall statt Happiness

Warum Fußball kein Sport für die Ideologen des Siegens ist

Vor ein paar Tagen, als die amerikanische Fußballnationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft in Brasilien noch im Rennen war, platzte der ultrakonservativen Kommentatorin Ann Coulter der Kragen. Die neue Fußballbegeisterung der US-Amerikaner – nur Brasilianer kauften bislang mehr Tickets für die WM-Stadien – deutete sie in einer ihrer wüsten Kolumnen als untrügliches Zeichen des moralischen Verfalls des Landes. Es gebe in diesem „Sport“ schließlich weder echte Helden noch echte Verlierer, nirgends endeten so viele Partien 0:0, und keinem Spieler drohe persönliche Schande oder wenigstens eine ernsthafte Verwundung. Im Gegenteil, so Coulter: „Nach einem Fußballspiel bekommt jeder Spieler eine Schleife und einen Saft.“ Das war natürlich schon vor dem Wirbelbruch des brasilianischen Superstars Neymar im Viertelfinale ziemlicher Unsinn – aber in einem ideologischen Kern doch nicht ganz so abwegig, wie es im ersten Moment zu sein schien.

Denn auch wenn man als Europäer oder Nicht-Nordamerikaner natürlich unmöglich zu denselben Schlüssen kommen kann wie Ann Coulter, ist es tatsächlich so, dass sich das Design und der implizite Grundgedanke des Fußballs ganz fundamental von allen vier amerikanischen Nationalsportarten – Basketball, Baseball, Football und Eishockey – unterscheidet.

In diesen Sportarten nämlich ist so gut wie alles darauf ausgerichtet, den unzufrieden Besten zu ermitteln – und am Ende auch gewinnen zu lassen. Aus keinem anderen Grund gibt es etwa im Basketball, Baseball und Eishockey Finalserien, die sich nicht in einer einzigen Begegnung erschöpfen, sondern im Modus „Best of 7“ gespielt werden. (Im Football ist es etwas anders, der Grundgedanke jedoch, dass auf jeden Fall der Beste gewinnen soll, ist auch hier derselbe.) Gewinner ist, wem es als Erstem gelingt, mindestens vier Spiele für sich zu entscheiden. In einer so langwierigen Auseinandersetzung trennt sich unvermeidlich die Spreu vom Weizen.

In den amerikanischen Nationalsportarten soll der Beste gewinnen. Oje!

Im Fußball ist es ganz anders, und womöglich ist genau das der Grund dafür, warum eben Fußball und nicht eine amerikanische Nationalsportart die Weltssportart schlechthin geworden ist. Das Fußball-Regelwerk ist eindeutig nicht darauf ausgelegt, beste Bedingungen für die Besten zu schaffen, sondern darauf, den vermeintlich Unterlegenen möglichst große Chancen einzuräumen, um das Unmögliche möglich zu machen. Der Zufall wird also ganz absichtlich begünstigt.

Die hohe Wahrscheinlichkeit eines torlosen Unentschiedens, die grundsätzliche Seltenheit von Toren, die Abseitsregel, das riesige Spielfeld und das K.-o.-System (dieselben Teams spielen in Finalrunden genau einmal gegeneinander) sind keine Konstruktionsfehler. Denn nur wenn es auch für die bessere Mannschaft noch sehr aufwendig bis unwahrscheinlich ist, ein Tor zu erzielen, bleibt für die unterlegene die Chance, mit einem einzigen gelungenen Abschluss das Spiel doch plötzlich für sich zu entscheiden. Man denke nur an das Viertelfinale zwischen den Niederlanden und Costa Rica, das die Niederlande trotz drückender Überlegenheit erst im Elfmeterschießen gewinnen konnten. Genau so ist dieser Sport gedacht.

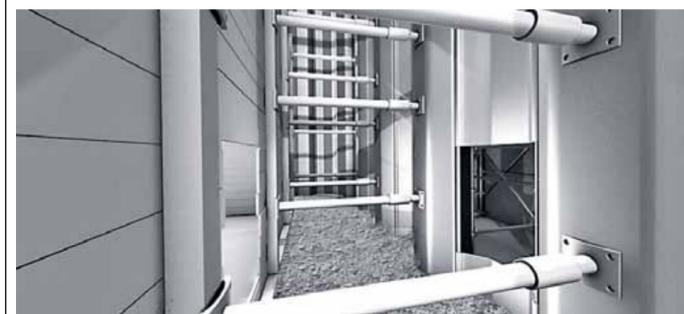
Und deshalb sind WM-Pressekonferenzen selten echte Ego-Orgien. Man schubst sich eher gegenseitig die Favoritenrolle vor die Füße. Es kann einfach zu viel Unvorhersehbares passieren. Manchmal sogar erst ganz am Schluss. Und das wiederum ist etwas vollkommen anderes als die Ermöglichung des Rechts auf Happiness der amerikanischen Verfassung. Die Niederlage ist im Fußball eher eine Ermütigung, es wieder zu probieren. Der Sieg hinterlässt das Gefühl, trotz aller Unwägbarkeiten noch mal davongekommen zu sein. Der zivilisatorische Fortschritt, den das bedeutet, ist kaum zu unterschätzen, Frau Coulter. Und jetzt hauen wir die Brasilianer weg.

JENS-CHRISTIAN RABE

Traumatische Erinnerung

Duisburgs Oberbürgermeister sagt kurzfristig eine Installation des Künstlers Gregor Schneider ab

ähnlicher Form im Centro de Arte 2 de Mayo in Madrid realisiert hatte. Durch eine provisorische Wandöffnung im Neubau des Museums sollten die Besucher in einen röhrenförmigen Tunnel eintreten und in unterschiedliche inszenierte Räume gelangen, darunter ein möbliertes Zimmer aus Schneiders legendärem „Haus ur“ in Mön-



Die Zeichnung zeigt, was Schneider für die Triennale plante.

FOTO: GREGOR SCHNEIDER

chengladbach-Rheydt, mit dessen Rekonstruktion er 2001 bei der Biennale in Venedig den Goldenen Löwen erhalten hatte. Am Ende des dunklen Parcours wäre man in den Immanuel-Kant-Park geleitet worden. Der Begriff „Totlast“ bezeichnet im Wirtschaftsleben das Eigengewicht eines Transportmittels.

Während die Ruhrtriennale darauf hinweist, dass Schneider allen Anforderungen des Bauamtes immer weiter entgegengeworfen sei wie zum Beispiel beim Durchmesser der Röhren, betont der Duisburger Oberbürgermeister, sich für die Absage „unabhängig von der baurechtlichen Bewertung“ entschieden zu haben.

Gerade deshalb aber muss sich Link fragen lassen, warum er ein bereits vor drei Jahren verwirklichtes und in Duisburg seit November 2013 vorbereitetes Projekt eines namhaften Künstlers in letzter Sekunde widerruft – und damit auch das städtische Museum bloßstellt, das sich immerhin „Zentrum internationaler Skulptur“ nennt. Die Ruhrtriennale sucht nun nach „Alternativen der Realisierung einer neuen Arbeit“ von Gregor Schneider im Triennale-Programm. Dem Vernehmen nach kommt dafür das Kunstmuseum Bochum infrage. Arbeiten Schneiders sind im Rhein-Ruhr-Raum derzeit in der Halle Kalk, einem Ableger des Schauspiels Köln, und der Synagoge Stommeln zu sehen (Besprechung folgt).

GEORG IMDAHL

svr0009

SZ20140708S2247121